

gefallene Darstellung ostkirchlicher Theologie (S. 154–156). Neben dieser methodischen Anfrage stellen sich jedoch durch das gesamte Werk hindurch – fast möchte man sagen, dies sei natürlich dem Genre geschuldet – Fragen zu einzelnen Teilen der Darstellung, die hier lediglich in ihrer Bandbreite angedeutet werden können: der Religionenbegriff angesichts der Darstellung des Verhältnisses von frühem Christen- und Judentum (S. 15); die Bezeichnung Neros als »größtenwahnsinnig« (S. 37); die Abwertung der Frauenmythik des 13./14. Jahrhunderts (S. 178); die arg schematische Darstellung »der« Inquisition (S. 181f.); die wiederholte Verwendung des Konzeptbegriffs »Gegenreformation« (S. 224, 251); nicht selten werden auch moderne Begriffe unreflektiert für historische Phänomene verwendet (die Trennung von »Gesellschaft« und »Religion«, S. 41; Fälschung, S. 135; Totalitarismus, S. 70; Amtskirche, S. 145; Demokratie, S. 248 u. a.). Daneben sind manche Formulierungen einfach unglücklich gewählt, wenn die Verfasser etwa schreiben, das Anliegen des nizäischen Konzils wäre ein »pastorales« gewesen, da »die Konzilsväter von Nizäa einen Mittler wünschten« (S. 83); auch hält es der Rezensent für systematisch kaum angemessen, die mittelalterliche Heiligenverehrung als »subtile Form des Polytheismus« zu bezeichnen (S. 138). Manche Informationen erweisen sich auch einfach als falsch: Sönke Wortmann ist ein Regisseur und keine Frau (S. 141, Anm. 172), Gregor VII. kein Cluniazenser (S. 148f.).

Was einer Einführung auf pädagogischem Gebiet gut getan hätte, wäre angesichts der Zielgruppe ein Glossar, denn nicht alle Begriffe werden im jeweiligen Abschnitt erklärt (z.B. »Demiurg«, S. 31; »Stadtpräfekt«, S. 124). Dafür haben Gasser und Kuster auch in der Literatúrauswahl ihre Klientel stets im Auge, wenn sie z. B. als weiterführende Literatur zur frühen Kirche auch ein unterhaltsames Werk von Hans Conrad Zander empfehlen!

Natürlich kann es eine solche Einführung nicht leisten, das gesamte Gebiet der Kirchengeschichte in der jeweils gleichen und angemessenen Differenziertheit darzustellen und selbstverständlich wird jeder Leser etwas anderes vermissen und bemängeln; doch angesichts der Zielgruppe, für die ein solches Werk (trotz der genannten weiterführenden Literatur) oftmals den wesentlichen, wenn nicht den einzigen Zugang zur Kirchengeschichte darstellt, wäre eine kritische Überarbeitung des dargestellten Materials möglicherweise sinnvoll.

*Andreas Matena*

JACQUES LE GOFF: Geschichte ohne Epochen? Darmstadt: Philipp von Zabern 2016. 188 S. ISBN 978-3-8053-5036-5. Geb. € 24,95.

»Der Historiker dagegen verläßt die Zeit der Geschichte nie: Sie klebt an seinem Denken wie die Erde am Spaten des Gärtners.« (F. BRAUDEL, Geschichte und Sozialwissenschaften. Die lange Dauer, in: DERS., Schriften zur Geschichte, Bd. 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen, Stuttgart 1992, 49–87, hier: 80). Braudels Dictum lässt sich in mehrerer Hinsicht programmatisch an den Beginn dieser Besprechung stellen. Zum einen, da sich Jacques LeGoff selbst mehrfach in seinem Essay auf Braudel bezieht, und zum anderen, weil es LeGoffs Motivation für das Verfassen seines letzten Buches auf den Punkt bringt: Es ist eine Reflexion über die Zeit und den Umgang damit, die zum Grundgeschäft des Historikers gehört. LeGoff kehrt hier zu einem Thema zurück, das ihn seit seinem Staatsexamen beschäftigt und dem er sich erst am Ende seines Lebens zuwenden kann. Es geht um nichts weniger als die Frage nach dem Wesen der Geschichte und ihrer Perioden – ein großes Thema, das wohl gerade deshalb am besten in einem Essay abzuhandeln ist. Ins-

besondere angesichts der Globalisierung der Geschichte sei danach zu fragen, wie es zu Periodisierungen kam, ob diese einer »objektiven Realität« (S. 157) entsprechen und ob eine solche Herangehensweise an Geschichte noch zeitgemäß sei. LeGoff diskutiert diese Fragen exemplarisch am Übergang von Mittelalter und Renaissance und postuliert, dass die Renaissance keine eigene Periode darstelle, vielmehr von einem langen Mittelalter zu sprechen sei, das erst im 18. Jahrhundert endete.

Die Darstellung entfaltet sich in acht Kapiteln, die zugleich Ereignis- und Wissenschaftsgeschichte rekapitulieren. Am Beginn stehen die Periodisierungen des Mittelalters, insbesondere Augustinus' Lehre von den sechs Zeitaltern und die auf das Buch Daniel zurückgehende der vier Weltreiche. Es folgen die Genese des Konzepts *Mittelalter* aus dem Geist des Humanismus und dessen weitere Rezeption, die Verbreitung der Periodisierung mit dem beginnenden Geschichtsunterricht ab dem 17. Jh., die Prägung des Ausdrucks *Renaissance* im 19. Jh. durch Michelet und Burckhardt sowie die neuen Ansätze zur Definition der Renaissance im 20. und 21. Jh. Kapitel sechs skizziert die Zuschreibung des Mittelalters als »dunkle Zeit« und setzt sich fort in einer Widerlegung derselben und der Argumentation für ein langes Mittelalter in Kapitel sieben. Das Essay schließt mit einer Zusammenfassung und LeGoffs Plädoyer für die Bedeutung von Periodisierungen gerade im Zeitalter der Globalisierung. Letztlich sei es die Periodisierung, die aus der Geschichte eine Wissenschaft mache.

LeGoffs Argumentation bestimmt insbesondere Abschnitt sechs und sieben, in denen er der Renaissance zugeschriebene Neuerungen relativiert bzw. deren Anfänge bis ins Mittelalter, vor allem ab dem 12. Jh., zurückverfolgt, so etwa die Konzeption des Menschen als Zentrum des Universums, die Bedeutung der Rationalität und des Wissens wie des Lateinischen und der Antike oder die Individualisierung der Künstler. »Mittelalterliche« Schattenseiten wie die Hexenverfolgung seien dagegen erst ab dem 15. Jh. voll ausgeprägt. Während grundlegende Innovationen im Bereich der Agrar- und Finanzwirtschaft bereits im Mittelalter erfolgten, misst er den Einschnitten um 1500 keine epochale Bedeutung bei, wie er beispielhaft am Schicksalsjahr 1492 aufzeigt. Die Auswirkungen der Entdeckungen manifestierten sich breit erst ab dem 18. Jh., Katastrophen wie Hungersnöte und Pest bestimmten weiterhin das Schicksal Europas, die Monarchie hielt sich als tragende Herrschaftsform, auch die Reformation beseitigte noch immer nicht das Christentum als dominierende Weltanschauung. Die Renaissance sei somit keine eigene Periode, sondern nur die letzte mehrerer Renaissance eines langen Mittelalters.

Zweifelsohne ist LeGoffs Argumentation in den meisten Punkten zuzustimmen, wengleich er die Bedeutung etlicher Neuerungen um 1500 unterschätzt, so etwa jene der Reformation ebenso wie im Bereich des Konsums, der Schriftlichkeit, der Kommunikationsgeschichte gebunden an den neuen Beschreibstoff Papier und den Buchdruck oder im entstehenden Staatensystem und der Diplomatie. LeGoffs Perspektive ist jene des (französischen) Wirtschafts-, Alltags- und Sozialhistorikers, geprägt durch sein Bekenntnis zur Geschichte der langen Dauer, die selbst der Revolution von 1789 nicht den Charakter einer jähen Zäsur zuspricht. Geschichte vollziehe sich im langen Wandel, nicht in scharfen Brüchen. Konsequenterweise ist es auch die *Encyclopédie*, der LeGoff das Verdienst zuerkennt, als Manifest der Modernität sein langes Mittelalter beendet und eine neue Ära eingeläutet zu haben. LeGoff richtet sich mit diesem Essay an ein breiteres Publikum, und so bleibt es zu hoffen, dass seine Reflexionen insbesondere von jenen Wissenschaften rezipiert werden, die nach wie vor am Bild eines dunklen Mittelalters festhalten und einer fiktiven Epochenschwelle um 1500, an der erst das »moderne« Europa begonnen habe.

Christina Antenhofer